

Barbara Herdt glossiert

Schwer ist es für gewöhnlich Leut
stets zu erkennen die Zeichen der Zeit,
denn wer aktuell bleiben will,
öfters mal ändern muß Kurs und Stil.
Gott sei Dank, daß unsere Gscheiten
jeden Kurswechsel ahnen beizeiten
und dann prompt so drehen die Nasen,
wie grad die günstigsten Winde blasen.
Mancher, der auf gehobenem Posten
Zeter und Mordio schrie gegen Osten,
nun ganz heimlich, eh man's bedenkt,
auf leisen Schläppen andersrum schwenkt.
Kürzlich noch dem Scharfschützenkönig
und Säbelraßler vom Dienst — vulgo Hönig —
alles, was aus dem Osten kam,
vor Empörung den Ochtem schier nahm.
In Christo unser Flüchtlingsbruder
— sonst ein Sachs, doch sicher ein guder
und somit uns schon überlegen —,
pflegte er immer ein Beispiel zu geben,
wie man verachtet, verspottet, verbannt,
was an Rumänien auch nur gemahnt.
Auch dem zwielichtigen und beesen
„Neuland“ ist er oft gram gewesen
und hat in edler Entrüstung gezittert,
weil er, mit Recht, dort Verrat gewittert.
Wagte selbiges doch zu erwähnen,
daß noch irgendwo leben Rumänen!
Indes die Zeiten — oder Herr Hönig —
sich veränderten, und das nicht wenig:
denn, wie man jetzt mit Staunen hört,
er erfolgreich den neuen Kurs fährt:
Wenn aus dem Osten heute wer naht,
sei es wann immer, ob früh oder spät,
allen voran zur Begrüßung er eilt
und bei Banketten begeistert verweilt.
Doch gebührt ihm die Ehr nicht allein!
Andere auch noch dabei möchten sein,
wenn man, gebildet und distinguert,
sich in „Kultura“ dort produziert.
„Stark ist der Geist, doch 's Restliche willlich“,
dachte sich nämlich Herr Heinrich Zillich
und ganz vergaß seinen teutschen Zorn,
als zum Bankett er geladen is worn,
wo er mit vielen Leuten parlierte,
die er einst nicht mal ignorierte.
Was ja, im großen ganzen, nicht schlecht!
Doch wär's den Landsleuten sicherlich recht,
wenn man gelegentlich ihre Probleme
auch in die Diskussion aufnähme
und bei kulturversalzten Essen,
nicht immer darauf täte vergessen!



„Neuland“, Uwe Krieger, die Botschaften, 18.11.1967, Germania Verlag, 8288 Treßlitz, Ostf.-10

Ein neues dazulernen: Vergeben!

(NL) Der aus Budisava stammende evangelische Theologe Univ.-Dozent Dr. Georg Wild veröffentlichte in der letzten Nummer des „Bo“, der Vierteljahresschrift des Hilfswerkes Evangelischen Landeskirche aus Jugoslawien, einen bemerkenswerten Artikel, in dem sich auf Grund seines jüngsten Heimatbesuchs mit den schwerwiegenden Fragen der Katastrophe unserer Volksgruppe beschäftigt. Er reuert angesichts der ungepflegten Friedhöfe Kritik einer ungarischen Frau: „Die reichen waben in Deutschland ehren nicht mehr das denken ihres Vaters und ihrer Mutter, sondern sie die Gräber ihrer Familie nicht so kommen lassen.“

Eines Abends hatte Dr. Wild auch eine Begegnung mit Neu-Kolonisten, die ihn bei seinem ungarischen Quartiergeber aufsuchten. Einem bekannten der Ältesten der Gruppe dem Ucker aus Deutschland: „Ich bin Ivo Perić, der. Ich und die Meinen, wir sind gekommen, dich um Christi willen um Vergebung zu bitten. Siehe, wir sind es, die in deinem Haus wohnen. Sieh es nicht als unsere Schuld an!“ Für Dr. Wild brach, wie er selbst einer ebenso schlichten wie ergreifenden Art ent, in diesem kurzen Augenblick eine Welt

zusammen, denn er war seit dem so bitter empfundenen Verlust der Heimat davon überzeugt, daß es nur „verworfenen Partisanengesindel“ übelster Sorte sein könne, das sich mit gutem Gewissen in Häuser setzte, die es nicht selbst gebaut hat, und auf Feldern erntete, die es nicht durch eigenen Schweiß erworben hat.“ An Wesenhaftes rührte aber die Antwort Dr. Wilds, zu der man sich nicht eindringlich genug immer wieder bekennen sollte: „Weil wir im Krieg nur hassen, vernichten und töten gelernt haben, müssen wir jetzt ein jeder sein Schicksal tragen und ein neues dazulernen: zu vergeben!“

„Neuland“-Leser in Israel gestorben

(NL) Jahre hindurch hat Samuel Pilis in Rishpon in Israel das „Neuland“ bezogen und offenbar auch mit Interesse gelesen, denn sonst hätte er nicht zu gewissen Zeiten und zu bestimmten Themen Stellung genommen und Ausschnitte aus israelischen Zeitungen dem „Neuland“ zur Verfügung gestellt, darunter auch Ausschnitte aus deutschsprachigen Zeitungen, um eine im „Neuland“ behandelte Thematik

von einem ganz anderen Weltteil her zu beleuchten.

Geboren in Alt-Betsche, war er mit Ilonka Abraham aus Sekitsch verheiratet; er ist am 24. September 1. J., kurz vor Vollendung des 80. Lebensjahres, unerwartet gestorben. Seine Tochter Sárka lebt mit dem Gatten Leo Buchwald noch in Israel, die Schwester des Verstorbenen hat sich nach einigen Jahren des Aufenthalts in Israel wieder nach Alt-Betsche repatriieren lassen.

Das „Neuland“ hat sich in den vergangenen Jahren oft gefragt, was Samuel Pilis in Rishpon mit dem Blatt der vertriebenen Donauschwaben verbindet. Die Antwort darauf ist nicht einfach. Vielleicht liegt des Rätsels Lösung auch darin, daß Samuel Pilis Jahrzehnte hindurch mit Peter M. Wagner Kontakt pflegte und seine Frau ebenfalls aus der Gemeinde stammt, die auch Wagner geprägt und geformt hat — Sekitsch. Über alle politischen und geographischen Bedingungen hinweg scheint hier das Menschliche verbunden zu haben.

Tragischer Tod eines Sekitschers

(NL) Im Alter von 52 Jahren ist Ende Oktober letzten Jahres in Ridgewood-New York der Sekitsch stammende Landsmann Jakob Diel nach dem sensationellen Sieg des landsmannischen Fußballklubs der „Deutsch-Ungarn“ „BW Gottschee“ an einem Herzinfarkt verstorben. Der jüngste Sohn Diels, Johann, war große Überraschung bei diesem Fußballspiel, erzielte zwei Tore und entschied den Sieg „Deutsch-Ungarn“. Sein Vater war selbst dem Spiel zugegen und stolz auf die Leistung seines Sohnes. Kaum daß er sich vom Fußballplatz entfernt hatte, wurde er vom Tod holt. Jakob Diel spielte selbst vor Jahrzehnten erfolgreicher Tormann in der Sekitscher Mannschaft.

Nach der Vertreibung lebte Familie Diel elf Jahre lang in Marxstadt bei Stuttgart. Etwa elf Jahren wanderte sie nach den USA. Der Verstorbene betätigte sich rege halber der landsmannlichen Organisationen: war Mitglied des Sportklubs der Deutsch-Ungarn, des Donauschwäbischen Hilfswerkes und Donauschwäbischen Jugendvereins. Sein Hinden hat die große Freude der „Deutsch-Ungarn“ über den Sieg über „BW Gottschee“ wehlich gedämpft. Alle vier Söhne Diels sind akt. Fußballer. Jakob ist Torhüter in der ersten Mannschaft von SC Eintracht, Manfred spielt der Brooklyn BW, Helmut in der Reserve

der „Deutsch-Ungarn“ und der Jüngste, Johann, war erfolgreicher Stürmer des eingangs erwähnten Spiels gegen BW Gottschee. Es verdient vermerkt zu werden, daß der Deutsch-Amerikanische Fußballbund, der die Tradition des europäischen Fußballs mit großem Einsatz in der Neuen Welt fortsetzt, alle europäischen Nationen, von den Griechen und Italienern bis zu den Ukrainern, Ungarn, Österreichern, Tschechen, Polen bis zu den Angelsachsen erfaßt.

Jeder braucht das Spannungsfeld zwischen Ich und Du

Von der Einsamkeit kann man heute als einem weitverbreiteten Übel sprechen. Unter dem Alleinsein leiden vornehmlich die Alten, deren Familien und Freunde gestorben sind, leiden die Gebrechlichen und Gehbehinderten, die nicht mehr unter Menschen kommen. Noch häufiger aber wird die Einsamkeit von Menschen, auch von Jugendlichen empfunden, die vor einem bestimmten Problem stehen und niemanden haben, der mit ihnen gemeinsam diese Schwierigkeiten meistert. Hier geht es nicht um einen „Sachverständigen“, der sich auskennt sondern um den Partner, um den Freund, der zunächst einmal mit dem anderen eine Sorge teilt; der sich in seine Lage versetzt, sich neben ihn stellt, mit seinen Augen sieht. Mehr Menschen, als man glaubt, fehlt dieser Partner. In diesem Mangel erlebt er, daß er — und jeder Mensch — auf ein Du angewiesen ist, daß er nicht allein Mensch sein kann. Denn jeder Mensch braucht den anderen —, dieses Spannungsfeld zwischen Ich und Du, in dem alle seine Angelegenheiten eingeordnet werden können.

Dr. Wilma Immler

Was heißt „gesamtdeutscher Kulturauftrag“?

Die Donauschwaben haben eigentlich niemals die Ambition gehabt, in die Landsmannschaftsbereiche anderer Vertriebenengruppen hineinzuwirken. Aber die Art und Weise, wie man von gewisser Seite her in unseren Bereich hineinzuwirken versucht, nötigt zwangsläufig eine andere Einstellung auf. Jahre hindurch war die „Neuland“-Politik für einige siebenbürgisch-sächsische Persönlichkeiten ein Stein des Anstoßes. Wir waren nicht „national“ genug, worunter manch einer eigentlich die mangelnde Bereitschaft des „Neulands“ sah, in den Kalten Krieg einzusteigen.

Es hat bis vor kurzem kaum eine „kompro-

mißlosere antikommunistische“ Vertriebenen-Gruppe wie die der Siebenbürger Sachsen gegeben, wenn man die journalistischen und publizistischen Aussagen etwa von Alfred Hönig und wohl auch des bekannten siebenbürgisch-sächsischen Schriftstellers Heinrich Zillig analysiert. Und nun erfährt die staunende Öffentlichkeit aus der letzten Folge der „Siebenbürgischen Zeitung“, daß ausgerechnet Alfred Hönig eine Delegation des Schriftstellerverbandes Rumäniens auf dem Bahnhof in München willkommen geheißen hat. Auch ein Banater ist dabei gewesen, offenbar nur so nebenbei; es handelt sich um Wilhelm Reiter, den Schriftleiter der „Banater Post“ und Angestellten des Stuttgarter Institutes für Auslandsbeziehungen, dem ehemaligen Deutschen Auslandsinstitut (DAI), das sich seinerzeit in besonderer Weise des Insel- und Auslandsdeutschums annahm und heute in allgemeiner Koexistenz mit besonderer Blickrichtung Südosteuropas „weitermacht“.

Im einzelnen die hypertrophe Liebedienerei festzuhalten, die aus den verschiedenen Anlässen vom Empfang auf dem Bahnhof über Festessen zu politischen und literarischen Gesprächen in verschiedenen Nobel-Gremien reichen, können wir uns ruhig ersparen. Es wird von uns in keiner Weise in Frage gestellt, daß die Delegation des rumänischen Schriftstellerverbandes wahrscheinlich aus hochkultivierten Menschen besteht, mit denen sich ein wunderbares geistiges Gespräch abwickeln läßt, aber in einer Flüchtlingszeitung den Aufmacher mit einer dreispaltigen Überschrift diesem Ereignis zu widmen, ohne auf die eigentlichen Fragen der Vertriebenengruppe einzugehen, kommt einer Perverbierung alles dessen gleich, was dem ursprünglichen Auftrag nach einer Flüchtlingszeitung Sinn und Inhalt geben kann.

Einige Tage vor dieser skandalösen Berichterstattung in der „Siebenbürgischen Zeitung“ berichtete die „Nürnberger Zeitung am Wochenende“ ausführlich über die Lage der siebenbürgisch-sächsischen Gruppe in der alten Heimat unter dem Leitgedanken, daß mehr als 80 Prozent der Sachsen Rumänien verlassen wollen. Mag dieser Hundertsatz auch zu hoch gegriffen sein, das Problem kann man nicht unter den Tisch diskutieren, nur weil augenblicklich „in Kultura“ gemacht wird. Weder die Siebenbürger Sachsen noch die Banater Schwaben in der alten Heimat werden sich daran berauschen können, daß demnächst auch eine „deutsche Kulturdelegation“ in Bukarest empfangen und wahrscheinlich von dort über Mamaia bis zu den Bärenjagden in Hermannstadt und Kronstadt herumgereicht wird. Kein Vertriebenenblatt hat einen „gesamtdeutschen Kulturauftrag“, sondern lediglich die Aufgabe, „Vertriebenenpolitik“ zu machen — und das heißt in diesem konkreten Fall, den Landsleuten zu helfen, die aus Rumänien nach dem Westen kommen wollen.

„Neuland“, Hochschiff der Donauschwaben, 18. 11. 1967, Pannonia Verlag, 8288 Freileitung, Post 10

Zwischen Zillich und Weidenheim

"In der Jugend soll man lieben, als reifer Mensch soll man vor und nach dem Lieben Bücher schreiben und im Alter soll man endlich die Wahrheit sagen", steht irgendwo geschrieben. Je nun, unser Landsmann Johannes Weidenheim ist noch gar nicht alt, erst fünfzig, aber er sagt schon seit mehr als einem Jahrzehnt die Wahrheit (nicht um der Wahrheit, sondern um der Liebe willen, was wenigen gegeben ist).

Wer die Wahrheit spricht, muß einen Fuß im Steigbügel haben! Es gibt Donauschwaben, die vertragen die Wahrheit nicht. Darum haben sie einen dumpfen Groll auf Johannes Weidenheim. Sie sind ihm gram wegen seiner Schreibweise. "Die Gesellschaft", schreibt Sartre, "verlangt nicht, daß man ihr offenbare, was sie wirklich ist, sondern daß man ihr das wiedergibt, was sie zu sein glaubt". Weil Weidenheim ihnen nicht das gibt, "was sie zu sein glauben", darum lehnen manche donauschwäbische Kreise den Dichter aus Werbaß ab und überschütten ihn mit Spott und Hohn. Was hat denn Weidenheim gar so Schlimmes verbrochen?

Weidenheim schrieb Bücher, die in einer Art donauschwäbisch sind, wie es von manchen Donauschwaben nicht gern wahrgenommen wird: sie sind wahr, bitter und ungeschminkt. Nein, einschmeichelnde, sentimentale, picksüße oder pathetische "Geschichten" erzählt Weidenheim aus seiner Heimat nicht. Darum sind gewisse donauschwäbische Kreise böse mit ihm und wenden sich lieber dem heuer 70jährigen Siebenbürger Sachsen Heinrich Zillich aus Kronstadt zu und überschütten ihn mit Beifall, Ehre und Auszeichnungen. Gelesen? Gelesen haben sie Zillich wohl nicht, denn sonst hätten sie feststellen müssen, wie Heinrich Zillich die Banater "Schwaben" in seinem Roman "Zwischen Grenzen und Zeiten" charakterisiert.

Weidenheim schreibt die Wahrheit, doch er schreibt sie mit Güte. Zillich aber zeichnet in seinem 1936 erschienenen Roman die Donauschwaben als ekelhafte Menschengruppen, engstirnig und charakterlos - vielleicht nur deshalb, um seiner Siebenbürger Sachsen umso strahlender aufleuchten zu lassen. Wie dem auch sei, Zillich führte in die Handlung seines Siebenbürgischen Romans auch einen Donauschwaben ein, den magyarisierten Herrn Tipreti, einen rechten Windbeutel, den Zillich obendrein noch mit einer Zigeunerin(!) verheiratete. Außer diesem widerlichen Tipreti, der ~~Madem~~ Tipper hieß, kommt in dem Roman auch noch eine Banater Bäuerin vor, die die sächsischen Flüchtlinge der Kriegstage anno 1916 ungastlich behandelt, weil die Siebenbürger Sachsen - evangelisch sind und nicht katholisch. Sonst gibt es in dem nahezu 700 Seiten starken Buch keine anderen Donauschwaben, eben nur "Tipretis". Durch sie kennzeichnet Zillich das Donauschwabentum als Ganzes und erhielt dafür im Jahre 1936 den Literaturpreis der Reichshauptstadt Berlin und 1937 eine Ehrendoktorat der Universität Göttingen - und in jüngster Zeit donauschwäbische Auszeichnungen aus der Hand jener Kreise, die Weidenheim verdammen, aber Zillich nicht gelesen haben.

Johannes Weidenheim lächelt ironisch dazu: denn er will weniger erhoben, doch umsomehr gelesen sein.

Knurrhahn

(Name und Adr. des Einsenders der Red. bekannt)

IKGS

Neuland, Salzburg, wahrscheinlich 10.8.1968

Die hier veröffentlichten Leserzuschriften müssen sich nicht unbedingt mit der Meinung der Redaktion decken.

Heinrich Zillich und die Donauschwaben

Die kürzlich erfolgte Verleihung des Mozartpreises an den Schriftsteller Heinrich Zillich veranlaßt mich, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß sich Zillich — obwohl Sachse — seiner donauschwäbischen Vorfahren immer gerühmt hat. Er tat das auch in der akademischen Feier, die ihm als Mozartpreisträger von der Universität Innsbruck veranstaltet wurde. In seiner Dankesrede sagte er wörtlich:

„Vielleicht ist es dieser Stunde gemäß, die eigene Herkunft kurz zu betrachten. Nach Vertreibung der Türken aus Ungarn kam 1721 ein Conrad Zillich aus dem westfränkischen Bliesen ins befreite Banat und siedelte sich an. Daß mich jene Siegeszüge zur Rettung der Christenheit fesselten, führe ich auf Conrad Zillich zurück und auf seine Nachfahren. Sie bauten Korn, brav und friedlich wie die anderen schwäbischen Bauern des Banats. Einer von ihnen, mein Großvater, erbt als jüngster Sohn keinen Hof und ließ sich in der siebenbürgischen Haupt- und Hermannstadt als Handwerksmeister nieder. Sein jüngster Sohn wurde Leiter der großen bei Kronstadt errichteten Zuckerfabrik. Er war ein fröhlicher Mensch, mein Vater; die Umwelt, in der ich aufwuchs, stanzt mir alle Merkmale des Siebenbürgisch-Deutschen ein; die anderen Völker des Landes erlebte ich ebenfalls von Kind auf; es war der beste Anschauungsunterricht zum Verstehen fremder Art und zur Bewahrung der eigenen, zur Duldsamkeit und Selbstachtung.“

In seiner Laudatio hatte Prof. Turnherr den Lebensweg und das Werk Heinrich Zillichs und ihren Zusammenhang verständnisvoll gewürdigt. Er hob hervor, daß die vielen Handlungen,

die der Dichter in seinen Romanen oft in großer Überschau zusammenfügt, im letzten Grunde Einzelzüge einer autobiographisch bestimmten Gesamtschau sind, in der das subjektiv Durchschnittene eine Erhöhung zur objektiven Wahrheit erfährt. In Zillichs Hauptwerk, dem Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“, kommen die verschiedenen Völkerschicksale in der alten k. u. k. Monarchie zu breiter Erörterung. Den Banater Schwaben und ihrem Schicksal ist da ebenfalls Raum gewährt. Daß das in teilnehmender Art geschieht, ist bei der Herkunft des Dichters aus dem Donauschwabentum selbstverständlich. Ich übrigen ist die Verkettung von Schuld und Schicksal, unter der jedes Menschenleben, auch jedes Volksgruppen-schicksal steht, ein Hauptanliegen der dichterischen Leistung Zillichs. Mit Recht schloß Professor Turnherr seine Laudatio mit den Worten: „Die Überzeugung, daß sich mit dem Namen Heinrich Zillich nicht nur ein hohes Ethos und sittliches Streben verbindet, sondern daß sich nationale Würde und tiefe Menschlichkeit in seinem künstlerischen Wirken zu Zeugnissen verdichten, die für unsere Zeit eine unwägbare Bedeutung besitzen, hat das Kuratorium des Wolfgang-Amadeus-Mozart-Preises in seiner Entschließung bestimmt. Die Universität Innsbruck ehrt durch die Überreichung des Wolfgang-Amadeus-Mozart-Preises 1970 zuerst den Dichter, sie würdigt aber auch nicht weniger den volksbewußten Menschen, der Zeit seines Lebens für eine gerechte Ordnung zwischen den europäischen Nationen eingetreten ist.“

em. Univ.-Prof. Dr. Karl Kurt Klein
Innsbruck

ikgs
Verlag, Salzburg

Nr. 17/1970

"Neuland", Jahrbuch
Jg. 23 / Folge 20
16.5.1970

und gespart, das überschüssige Geld wird
in, sondern schön brav auf einen Haufen

wäbischen Familie nach einem gleichen
und den Notunterkünften — lautete die
in Eigenheim her, und dann erst nach
modernes Mobiliar, Auto, Fernseher und
euten in Amerika geradeso wie hier in
eute, die zeitlich nicht mehr selber dazu
eses Ziel nicht und verbringen ihren Le-
Altenwohnheim unter ihresgleichen.

e, also mit billigen Krediten errichtete
im Haus, wo hauptsächlich Blumen ge-
am Rand der Städte und Gemeinden
wo eine schwäbische Familie siedelt.
ungen schauen im Frühjahr aus wie der
Zwiebeln werden im Vorgarten nur mehr
kleiner als die Blasen an den schon ver-
Teil selbst oder mit Nachbarschaftshilfe
d kann stolz denken „my home is my

m solchen Eigenheim zwei oder gar drei
enwohnen müssen. Unlängst „krakeelte“
us, wo er seine etwas strapazierten Ner-
ich schlofe jetzt in so eem kleene Raum,
ch han onbringe losse misse.“ Diesen klei-
lange an, denn das zweite Haus ist schon

hren immer teurer und rarer, so daß eine
entums- oder Genossenschaftswohnungen
in den eigenen vier Wänden, nur hat man
ober oder unter sich in Kauf nehmen.
as oft ein „Krampf“, weil die Wände so
us Kupusina sagte kürzlich: „Wann ich in
bbr, de Krischan, in der Nachbarwohnung
de Nacht's Feier im Owe ausgeht und er
einer Stüb die Bilder an der Wand“, oder:
sagte die auf Besuch weilende Mancinèni
Abr woher, Tante, des is unser Nachbar,

mehr oder weniger übertrieben, obwohl es
in eine Wohnblockwohnung zusammen-
er Zeit der neuen Situation angepaßt hat,
bei einem gelegentlichen herzhaften Nieser
t“ zurückrufen kann.

enn nicht auch die Rolle unserer Frauen
beit mischten sie überd“ kräftig mit und
e Frauen haben eine ihrer besten Tugenden
Ordnunghaltens mit auf die große Reise
uch hier die Wohnungen blitzblank sauber
ng ausgezogen werden).

ern und Wohnungen auch heute noch das
n, was für ein Vogel darinnen wohnt“.

Dr. Krivachy

land wird auch alljährlich ein „Ujfaluertag“
und ab und zu ein Schwabenball veranstaltet.

„TIEFE SEELISCHE GEGENSATZE“

1945 und 1946 wurden insgesamt 600 Magya-
ren in das Dorf eingesiedelt. Größere Gruppen
kamen aus der Tschechoslowakei (zirka 20 Fa-
milien), aus Aporka (3 Familien), aus Majos-
háza (6 Familien), aus Vörösladány (5 Familien)
und aus Csongrád (6 Familien). Es wurde eine
allgemeine Landaufteilung durchgeführt. Die

ein Bad. Vereine gibt es heute in Szigetújfalu
nur wenige. Nur zwei Vereine bestehen seit
längerer Zeit: die Freiwillige Feuerwehr, die
einen Klubraum mit Billard und Bier hat, und
der Fußballklub, aus dem 1946 sogar ein Na-
tionalspieler hervorging. Beide Vereine wurden
zu Beginn des 20. Jahrhunderts gegründet.
Außerdem gibt es seit 1952 eine Volkstanz-
gruppe und seit 1955 einen Männerchor.

1960 gab es im Ort 429 Wohnhäuser — 417
davon bewohnt — und 497 andere Gebäude.

„Neuland“ = Leser nehmen Stellung

Die hier veröffentlichten Leserzuschriften müssen sich nicht unbedingt mit der
Meinung der Redaktion decken.

Heinrich Zillich und die Donauschwaben

Mit zu den interessantesten Rubriken des
„Neulands“ gehören die Leserbriefe, weil sie
unverfälscht die verschiedenen geistigen, poli-
tischen und soziologischen Anliegen der Donau-
schwaben zum Ausdruck bringen. Es wäre
denkbar, daß aus der Fülle dieser Zuschriften
eines Tages, wenn das ganze Thema vielleicht
nur mehr historisches Interesse haben wird,
eine Analyse der geistig-politischen Situation
unserer Landsleute durchgeführt wird.

Ein Beispiel hierfür sehe ich im folgenden
Sachverhalt: Univ.-Prof. Dr. Karl Kurt Klein in
Innsbruck hat aus Anlaß der Verleihung des
Mozartpreises an Heinrich Zillich würdige
Worte für ihn gefunden („Neuland“ Nr. 17/70).
Prof. Klein hat hier als Literaturgeschichtler ge-
sprochen, und ich möchte diesen Aussagen
nicht widersprechen, da ich mich — als Jurist
— für dieses Fachgebiet nicht zuständig fühle.

Das Problem Zillich ist aber nicht nur ein
literaturhistorisches, sondern auch ein eminent
politisch-landmannschaftspolitisches, und zu
diesem Thema fühle ich mich, nicht nur auf
Grund meiner akademischen Grade, sondern
auch infolge meiner Tätigkeit in der Lands-
mannschaftspolitik, einigermaßen zuständig,
meine in den Augen mancher vielleicht non-
konformistische Meinung zu äußern.

Der gewandte Stilist, der wort- und sprach-
gewaltige Zillich, hat seit 1945 oft genug politi-
sche Aussagen formuliert — sprachlich brillant
—, die menschlich vielleicht bewegen konnten,
die aber politisch reaktionär, ja revanchistisch
und hoffnungslos rückständig waren. Seine
„Festreden“ namentlich bei Veranstaltungen
seiner Siebenbürger Landsleute, sind — leider
— überall bekannt geworden. Wenn Zillich
jetzt plötzlich in Koexistenzpolitik macht und
sich um einen Empfang beim rumänischen Bot-

schafter in Bonn bemüht — und dann auch groß-
gnädig empfangen wird —, so desavouiert er
sich selbst und alles, was er seit 25 — und
mehr — Jahren gesagt hat.

Es ist aber nicht Zillichs Kotau vor denen, die
er in den letzten Jahrzehnten wütend be-
schimpft hat, was mich zu einer Stellungnahme
veranlaßt — es ist jedermanns Recht, seine
politische Meinung nach Geschmack zu ändern
—, sondern Zillichs Einstellung den Donau-
schwaben gegenüber.

Ich habe aus der Zuschrift von Herrn Profes-
sor Klein mit Verwunderung entnommen, daß
sich Zillich anläßlich der Feier in Innsbruck sei-
ner donauschwäbischen Vorfahren erinnerte. Ich
habe mich hierüber um so mehr gewundert, da
Zillich in keinem seiner Werke — soweit mir
bekannt — einen menschlich-sympathischen
Banater Schwaben gezeichnet hat. In Zillichs
Werken fand ich die Donauschwaben stets nur
als in ihrer menschlichen Substanz fragwürdige
„Tipréti“-Magyaronen geschildert.

Und das ist es, was mich veranlaßt, Bedenken
gegen eine Verherrlichung Zillichs unsererseits
zu äußern. Ich wiederhole: ich will damit kein
Urteil über den literarischen Wert der Arbeiten
Zillichs fällen (ich anerkenne auch Weiden-
heims Talent, ohne seine politischen Ansichten
stets zu teilen), ich möchte aber die Meinung
äußern, daß wir keinen Anlaß haben, Heinrich
Zillich zu feiern.

Ich nehme an, daß diese meine Meinung sei-
tens der Verehrer Zillichs nicht unwiderspro-
chen bleiben wird, aber gerade solche Debatten
beleben das „Neuland“ und machen seine Leser-
zuschriften zu dem, was ich eingangs gesagt
habe.

Dr. Edmund Krivachy
Wien

I k g s

"Dr. Kräuter neuerdings im Angriff"

(NL) Oberstudienrat i.R. Dr. Franz Kräuter, langjähriger Abgeordneter des Banates im Bukarester Parlament, nach 1945 mit Prälat Nischbach und Bischof Pacha verschiedentlichen Verfolgungen des kommunistischen Regimes ausgesetzt und interniert, seit etwa zehn Jahren in Freiburg i. Br. lebend, hat mit seinem Dokumentationswerk "Erinnerungen" in der Banater Gruppe Zustimmung und Widerspruch ausgelöst. In unserer Landsmannschaftlichen Öffentlichkeit haben sich vor allem Josef Gaßner und im "Neuland" unser gelegentlicher Mitarbeiter Hans Herrschaft (siehe seinen Fortsetzungsbeitrag in der Weihnachtsausgabe) zu Wort gemeldet. Dr. Kräuter, heute 84, ist nun gegen diese namentlich gezeichneten Stellungnahmen sowie auch manche Äußerung, die anonym gegen seine Erinnerungen von Stapel gelassen wurden, neuerdings zum Angriff angetreten.

Zu Weihnachten ist eine Neuauflage seiner "Erinnerungen" in Rotadruck erschienen. Die ursprüngliche Analyse ist etwa um hundert Seiten erweitert worden. In den neu hinzugekommenen Abschnitten geht Kräuter vor allem auf die Einwände des bekannten Banater Journalisten Gaßner ein und beschäftigt sich dann ausführlich mit dem siebenbürgisch-sächsischen Schriftsteller Heinrich Zillich, dem er seine politischen Eingriffe in donauschwäbische Angelegenheiten verübelt. Vor allem hält er ihm vor, daß er unter verschiedenen Tarnnamen, u.a. als "Banaticus", ⁱⁿ die donauschwäbische geistige, weltanschauliche und politische Auseinandersetzung in der Gegenwart, die zwar nicht immer erfreulich, aber aus einem echten Bestreben um Erkenntnis und Wahrheit entstanden ist, hineinwirkt. Die erweiterte Auflage von Kräuters "Erinnerungen" dürfte abermals das Interesse weiter Kreise beanspruchen.

"Neuland", Salzburg, 4 Jänner. 1969

